

# Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat einschließlich Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung in der Expedition oder den Filialen 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage Neue Welt einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen Vierteljährl. 2.10 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. Westgeld vierteljährl. 42 Pfg., monatl. 14 Pfg.

Redaktion: Tauscher Straße 19/21. Telegramm-Adresse: Volkszeitung Leipzig. Telefon: 13698. Sprechstunde: Wochentags 6—7 Uhr abends (außer Sonnabends).

Inserate kosten die 6 gespaltene Petitzeile oder deren Raum 25 Pfg., bei Platzvorschrift 30 Pfg. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Preis für das Belegen von Prospekten ist 3.50 Mk. pro Tausend für die Gesamtauflage, bei Zellaufgabe 4 Mk. — Der Betrag ist im voraus zu entrichten. Schluß der Annahme von Inseraten für die fällige Nummer früh 9 Uhr.

Erscheint täglich nachmittags mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag, Expedition und Inseraten-Annahme: Leipzig, Tauscher Str. 19/21, Hofgebäude. Telefon: 2721.

## Tageskalender.

Die Hamburger Werftarbeiter beschlossen gestern abend den Streik, der etwa 10 000 Arbeiter umfassen wird.

Ueber das Haurangebiet in Nordsyrien, wo ein blutiger Zusammenstoß zwischen Drusen und türkischen Truppen stattfand, wurde von General Sami bei der Belagerungszustand verhängt.

In der Gegend von Tschifu auf der Halbinsel Schantung brach unter den chinesischen Bauern ein neuer Aufstand aus.

## Offenherzige Freunde.

Leipzig, 4. August.

Die fast einmütige Ablehnung der revisionistischen Großblodphantasien durch die sozialdemokratische Parteipresse hat auch auf die linksliberalen Befürworter dieser Taktik sehr ernüchternd gewirkt. Die Leute in der Gesellschaft der Frankfurter Zeitung und des Berliner Tageblattes, die nach dem badiischen Vorstoß und den in den sogenannten sozialistischen Monatsheften lautgewordenen Stimmen schon sicher damit glaubten rechnen zu können, daß die Sozialdemokratie ihre alte sturmerprobte Taktik aufgeben und sich zu einer bürgerlichen Reformpartei mausern werde, um die Fortschrittler und Nationalliberalen vor den Folgen ihrer Blodverräterei zu retten, müssen sich jetzt selbst eingestehen, daß es mit dieser Hoffnung wieder einmal nichts war. Die liberalen Realpolitiker trösten sich nun damit, daß, wenn auch für diesmal noch nichts draus wurde, der Großblodgebanke sich vielleicht in Zukunft doch noch durchsetzen wird. Vorläufig hat sich die Mehrheit der Partei freilich noch nicht als reif für die Durchführung dieser wahrhaft staatsmännischen Taktik erwiesen, aber, so tröstet sich die Frankfurter Zeitung, „es möchte doch wohl viel realpolitischer sein, sein Verhalten so einzurichten, als ob der Großblod schon auf dem Wege wäre, denn man würde damit nur, mag nun der Blod wirklich einmal kommen oder nicht, die Richtung beobachten, die für jeden, der nicht konservativ oder clerikal ist, selbstverständlich sein müßte.“ Die Erkenntnis, daß vorläufig nichts weiter übrig bleibt, als wenigstens so tun, als ob der Großblod schon auf dem Marsche begriffen wäre, ist für eine genügsame Seele gewiß auch schon etwas wert und wir wünschen der Frankfurterin nur, daß es ihr beim Warten nicht zu langweilig werden möge.

Der Artikel, in dem sich das Frankfurter Freisinnblatt mit seinen Großblodträumen auseinandersetzt, ist aber weniger interessant durch das Eingeständnis der wenigstens vorläufigen Ausichtslosigkeit seiner Hoffnungen, als durch die Aufzählung der Aufgaben, die nach

Ansicht der Frankfurterin der Sozialdemokratie im Großblod zusallen würden. Da wäre vor allem eine Voraussetzung zu erfüllen:

Das erste wäre, daß die Sozialdemokratie daraus verzichte, den Kultus der Stimmenzahl zu treiben. Wie bekannt, stellt sie bei den Reichstagswahlen in allen Wahlkreisen eigne Kandidaten auf, auch dort, wo nicht die geringste Aussicht besteht, den Kandidaten auch nur in die Stichwahl zu bringen, und sie tut das, um zeigen zu können, wie viele Anhänger im Lande sie habe. Diese Stimmzahlpolitik erscheint den orthodoxen Sozialdemokraten viel wichtiger als die Mandatspolitik, denn es ist ihnen vor allem um die Propaganda zu tun, und für die letzten ihrer Ansicht nach die Stimmen mehr als die Mandate. Für die praktische Politik ist das aber ein großes Hindernis, da die Sozialdemokratie mit ihren eigenen Kandidaten oft nichts anderes erzielt als die Verdrängung eines Kandidaten der bürgerlichen Linken zugunsten eines reaktionären das ist ja schon häufig erörtert worden. Großblodpolitik als praktische Politik hätte also zur ersten Voraussetzung, daß man sich von Anfang an über die Wahlkreise und das Aufstellen von Kandidaten verständigt. Aber den radikalen Sozialdemokraten kommt es eben auf praktische Politik nicht an, also sind sie auch gegen den Großblod.

Es lehrt hier derselbe Gedankengang wieder, der von den Quessel, Maurenbrecher und Bloch jüngst erst so wunderschön entwickelt wurde: Die sozialdemokratische Partei soll überall dort, wo sie keine Aussicht hat, das Mandat aus eigener Kraft zu erobern, gleich im ersten Wahlgang für den liberalen Großblodverbündeten stimmen. Daß die Frankfurterin dabei die Dinge noch insofern auf den Kopf stellt, als sie behauptet, das selbständige Vorgehen in allen Wahlkreisen geschehe nur, um nachher mit den erzielten Stimmziffern prunken zu können, wollen wir ihr noch schenken; in Wirklichkeit geschieht dies natürlich vor allem deswegen, um die Wahlen zu energischer Agitationsarbeit auszunützen und den Gedanken des Sozialismus in immer weitere Volksmassen zu tragen. Die Volkssache Zeitung ging bekanntlich sogar noch weiter als ihre Frankfurter Kollegin; sie forderte dreist und gottesfürchtig, daß die Sozialdemokratie auch da auf jede Kandidatenaufstellung verzichten solle, wo ihr der Sieg so gut wie sicher ist, wenn dadurch ein Freisinnreaktionär a la Giesling-Königsberg in den Sand gestreut werden könnte. Wir müssen schon gestehen, daß uns für eine solche politische Selbstentleerungstaktik das Verständnis fehlt und die Herren Freisinnigen dürften ihrer Ungeduld wohl noch einige Zeit die Zügel anlegen müssen, ehe es ihnen gelingt, auf dem Rücken der Sozialdemokratie zur heisersehnten Regierungsherrschaft zu gelangen.

Aber die freisinnigen Großblodgenossen sind in ihrer unerreichbaren Großmut ja auch zu Gegendiensten bereit — nur dürfen keine allzu weitgehenden Ansprüche an sie gestellt werden! Etwas ganz Selbstverständliches ist es beispielsweise, daß die Sozialdemokratie auch dort auf ein selbständiges Vorgehen verzichtet, wo sie, wenn die liberale Wählererschaft ihre Schuldigkeit tun würde, Aus-

sicht hätte, in der Stichwahl gegen einen konservativen Junker, einen Zentrumsreaktionär oder einen freikonservativ-nationalliberalen Schlotbaron zu siegen, denn — so verkündet die Frankfurterin und ihr liberales Zeitungsgezwister betet es ihr nach — dadurch wird doch „oft nichts anderes erzielt, als die Verdrängung eines Kandidaten der bürgerlichen Linken zugunsten eines reaktionären“. Mit anderen Worten, weil die liberale Gefolgschaft viel lieber einen Reaktionär wählt als einen entschiedenen Vertreter des Fortschritts, soll die Sozialdemokratie in einer ganzen Anzahl von Wahlkreisen politisch abhandeln und sich nur noch in der Rolle des Wahlhelfers der sogenannten liberalen Parteien betätigen! Es gehört wirklich schon eine eiserne Stirn dazu, um mit einer solchen Zumutung auch nur hervorzutreten.

Für den Anfang lassen sich, wie man sieht, die zu erfüllenden Voraussetzungen für die Zulassung zum „positiv schaffenden“ Regierungsblok schon ganz nett an. Es kommt aber noch besser. Die Frankfurter Zeitung verlangt nämlich ganz konsequent:

Die zweite Bedingung wäre die Bereitwilligkeit zu eventueller Bewilligung des Budgets, und auch dazu müßte die Sozialdemokratie als Ganzes, und insbesondere soweit das Reichsbudget in Betracht kommt, reifer sein als sie ist. Die Zustimmung zu einem Landesbudget ist für Sozialdemokraten leichter als die Bewilligung des Reichsbudgets, denn hier handelt es sich um Decrees, Marine-, Kolonialfragen usw., also Posten, gegen die sich sozialdemokratische Prinzipienfestigkeit ganz besonders richtet. Wenn auch die Zahl der Sozialdemokraten nicht gering ist, die erkannt haben, daß das gar keine Prinzipienfrage, sondern Zweckmäßigkeitsfrage sind, die je nach der Lage der Dinge entschieden werden müssen, so ist doch nicht anzunehmen, daß die Mehrheit der Sozialdemokraten bereits der Vorkerkerten ledig wäre, die sie hindern, auch in dieser Hinsicht praktische Politik zu treiben. Es kommt dann noch manches andre hinzu. Die wichtigste Angelegenheit für den nächsten Reichstag wird die neue Gestaltung der handelspolitischen Beziehungen sein; wie wird sich die Sozialdemokratie dazu verhalten? Der Herausgeber der sozialistischen Monatshefte, Herr Bloch, hat die Meinung ausgesprochen, der Großblod, der sich bilden könnte, dürfe keine antiagrarische Spitze haben, man müsse industrialistische und agrarische Politik treiben. Das ist recht unglücklich ausgedrückt, denn da man unter „Agrarierum“ doch nun einmal etwas ganz Bestimmtes versteht, das mit Landwirtschaft keineswegs identisch ist, so müßte ein Großblod der Linken, wenn er überhaupt einen Sinn haben sollte, allerdings „antiagrarisch“ sein. Herr Bloch wollte aber nur sagen, daß ein solcher Blod auch der Landwirtschaft geben müßte, was ihr zuträglich, daß er überhaupt so weit wie möglich einen billigen Ausgleich aller Interessen herbeiführen müßte. Das wäre ganz richtig, aber wie viel Einsicht, Selbstbescheidenheit und Verträglichkeit ist nötig, um das durchzuführen!

Wir können der Frankfurterin gewiß nur dankbar sein, daß sie ehrlich genug ist, die für das Proletariat so verlockenden Konsequenzen der Großblodtaktik offen darzulegen. Etwas Neues sagt sie uns damit zwar nicht, aber es ist immerhin zu begrüßen, wenn auch von bürger-

## Seuilleton.

### Das Haus Michael Genu.

Ein Tiroler Roman von Rudolf Greinz.

23] Nachdruck verboten.  
„Wenn i's ganz bestimmt woah!“ beharrte sie auf ihrer Mitteilung. „I hab's ja derloßt, wie die Alte dem Vater Remigius vorgeart hat, und der hat nachher s'chimpft und g'wettert und hat g'sagt, das kam' davon, weil der Bua loan' Glab'n mehr hat!“  
Die Monika stoppte gerade an einem derben Männerjoden. „s Schulden machen hat mit'm Glab'n nix z'tuan!“ sagte sie barsch.  
„Ah wohl! Ah wohl!“ ereiferte sich die Rosina. „Wenn's der Vater Remigius sagt. Der wird's wohl do epper no verstahn!“ fügte sie in fast bissigem Ton hinzu.  
„Alles verstahn dö Vater aa nit!“ sagte die Monika, ohne von ihrer Arbeit aufzusehen.  
„Da schau' her! Jetzt wird die Fräul'n Monika — Frau Sagstetter hab' i sag'n woll'n, gar auf oamal liberal! Is dö's epper gar der Herr Gemahl, der Ihnen dö's eing'lernt hat?“ fragte die Rosina höhnisch.  
„Naa. I lah' mir von nemand was einred'n!“ erwiderte die Monika trocken.  
„Aber es schaut grad' aus, als ob Sie damit einverstanden wären!“  
„Einverstanden? Mit was?“ Jetzt schaute die Rosina von ihrer Arbeit auf und blickte der Rosina fest in die Augen.

„Na ja. Mit dem Sagstetter Loisl seine Handel.“  
„Mit mein' Mann seine Handel?“ wiederholte die Monika verständnislos.  
„Ja, hab'n Sie nit amal eppas g'wußt davon?“ Die Rosina verfiel jetzt schon wieder in ihren alten, scheinheiligen, mitleidvollen Ton. „Da hätt' i Ihnen epper gar nix sagen sollen davon. Wenn i dö's g'wußt hätt'!“ jammerte sie. Dabei legte sie sich recht bequem auf das alte Lederjosa, der Monika gegenüber, damit sie sie ja genau beobachten könnte. „Naa, dö's is mir aber unliab. Recht unliab!“ jammerte sie. „Und recht unger'n hab' i's vor dem Loisl. Der wird mir lah' kommen, daß i a föllene Ratschen bin. Und i hab' g'moant, Sie wissen's, daß er iah so seine eignen Handel hat und denen Leuten dazu verhilft, daß sie Geld z'leichen kriag'n. Aber halt soviel hoache Prozenter soll er verlangen, und an Bauern in Bahrn ent'n hab' er die vorige Woch'n pfänden lass'n. Und der hab's nachher ausg'sprengt, es sei alles dem Sagstetter Loisl sei Wert und der Loisl sei a Haberkump.“  
Die Rosina fühlte sich jetzt ordentlich erleichtert, daß sie ihre Reueigkeit angebracht hatte. Nun wollte sie nur noch die Wirkung auf die Monika beobachten und sich dann aus dem Staub machen, damit sie vom Loisl nicht erwischt würde.  
In der Monika tobte ein wahrer Aufruhr. Sie glaubte kein Wort von dem, was ihr die Kirchmair Rosina erzählte. Sie hielt es für boshafte Getratsch der Leute, die den Loisl bei ihr schlecht machen wollten. Wie eine Furie schnellte sie jetzt von ihrem Sitz empor und stellte sich breitspurig vor die Kirchmair Rosina hin.  
„Sie! I will Ihnen eppas sag'n!“ schrie sie. Wenn Sie glab'n, Sie können mir mein' Mann schlecht machen, sein Sie's leitetmal bei mir herin g'wesen! I leid' und i berlab's nit! Verstanden? Und iah schaug'n auf der Stell', daß Sie auch finden beim Loisl! Auf der Stell'!“

freisetzte sie und kam der Rosina, die nun fluchtartig dem Ausgang zueilte, Schritt für Schritt nach.  
Die Rosina fürchtete sich tatsächlich vor der Monika. So wild schaute sie drein. Bei der Glastüre drehte sie sich aber doch noch um. „Sie werd'n schon no drauf kommen, was Sie für an Mann derwusch'n hab'n!“ sagte sie eilig. „A so geht's halt, wenn man als a alter — no narriich wird und an jungen —.“ Weiter kam sie nicht. Die Monika hatte einen der Besen, die an der Wand zum Verkauf aufgestellt waren, ergriffen und ihn der Kirchmair Rosina mit aller Wucht nachgeschleudert.  
In der Aufregung verfehlte sie aber mit dem Besen ihr Ziel. Die Rosina war eiligst aus der Tür gerannt und lief nun durch die Laubengasse. Der Besen zerschmetterte eine der trüben Scheiben der Glastür.  
Die Monika stand davor und rührte sich nicht. Sie rührte sich noch immer nicht, als einige Zeit darauf die Brandstetterin zu ihr kam. Finster starrte sie auf die in hundert kleine Stücke zersplitterte Glasscheibe. Die Arme resolut in die Hüften gestemmt, in drohender Haltung, als erwarte sie jemand, den sie zu züchtigen hätte.  
Die Brandstetterin hatte müde und langsam die in der Glut der Mittagsonne liegende Stadtgasse überquert. Das arme Weib glitz ein lebendes Schatten. So ruhig, kühl und apathisch ging sie ihres Weges.  
„Haben's a Scheib'n eing'haut, Frau Sagstetter?“ fragte das Weib teilnehmend, als sie am Boden die Splitter sah.  
„Ja!“ sagte die Monika fest und langsam, ohne dabei auf das Weib zu achten.  
Die Brandstetterin sah um Jahre gealtert aus, noch eingefallener und abgehämter wie früher. Ganz gelb war sie jetzt im Gesicht, und nichts wie Haut und Knochen. An dem Ton der Monika merkte die Brandstetterin, daß irgend etwas nicht in Ordnung war. Mit einem